

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 33

Artikel: Wie man billig reisen kann
Autor: L.G.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie man billig reisen kann.

Der Sommer war gekommen und mein Zigeunerblut ließ mir keine Ruhe mehr. Sobald ich 150 Dollar erspart hatte, das stand fest, würde ich Los Angeles verlassen, um den „Wilden Westen“ richtig kennen zu lernen. Mir träumte von Urwäldern, in denen Bären, Wildtacken und Coyoten hausten, von Gebirgsgegenden, die noch kaum eines Weißen Fuß betreten, von endlosen Wüsten und Steppen, in welchen die einzige Erhebung ein Indianerzelt bildete, und wo am Abend ein feiner Rauch kerzengerade zum orangefarbenen Himmel emporstieg, der einen wundervollen Kontrast bildete zu den tief violetten Konturen der Bergketten weit, weit weg. (Dieses alles gibt es nämlich noch im westlichen Teil der Vereinigten Staaten.) Wie schön, wie beruhigend mußte die Wildnis wirken nach dem Großstadtbetrieb! Und etwas weniger romantisch: die berühmten amerikanischen National-Parks wollte ich besser kennen lernen, als mir dies im vorigen Sommer möglich gewesen war. Zwei bis drei Monate sollten die 150 Dollar und das Vagabundenleben dauern, und ich malte mir schon das entsezte Gesicht meiner Cousine aus, wenn sie mich im Herbst vollkommen verwildert, abgebrannt und ausgefranst in Chicago empfangen würde. Einen bestimmten Reiseplan hatte ich keinen. Reisen richtige Zigeuner nach einem bestimmten Plan? Ich wartete auf eine Eingebung, wie ich es bisher immer getan. Sie kam: in der „Zeitung der Schweizer Kolonien am Pacific“ suchte eine Schweizerin eine feinninnige, naturliebende Kameradin, um mit ihr die Ferien in den Bergen zu verbringen. Feinninnig ließ ich dahingestellt, aber naturliebend konnte ich mich mit gutem Gewissen nennen. Ich schrieb also, und wir einigten uns, für die zweite Hälfte Juli ein möbliertes Zelt im Yosemite National Park zu mieten und uns dort zu treffen, sie von San Francisco, ich von Los Angeles.

Kurz vor der Abreise hatte ich ein Mißgeschick beim Lenken des Autos einer Bekannten. Die Reparatur riß ein tiefes Loch in meinen Reisefonds und ich dachte mit Entsetzen daran, daß die Fahrt im Omnibus nach Yosemite 16 Dollar kostete. Mit der Bahn kam sie noch teurer. Die Eisenbahn ist in den Vereinigten Staaten (nach dem Flugzeug natürlich) das teuerste Beförderungsmittel, mindestens doppelt so teuer wie bei uns. Etwa die Hälfte einer Eisenbahnfahrt kostet die Fahrt im Autobus, bedeutend billiger reißt man im eigenen Auto, da Automobil- und Benzinspreise viel niedriger sind als in Europa (durchschnittlicher Benzolverbrauch in U. S. A. 3 Rappen pro Kilometer), am allerbilligsten im Auto anderer! Also! Doch suchte ich vergeblich unter der Rubrik „Reisegelegenheiten“ in der Zeitung, ob gegen halbe Bezahlung des Benzins jemand einen Passagier nach Yosemite mitnehmen wollte. Eine Dame mit eigenem Auto und Zelt suchte eine Gefährtin für drei Wochen Lagerleben. Aber ich hatte ja schon mit meiner Schweizerin zusammen ein Zelt gemietet. Ein junger Mann hatte einen Platz frei in seinem Wagen für die Reise nach Yellowstone. Ein Ehepaar hätte gern zur Gesellschaft ein junges Mädchen mit nach Chicago genommen. Gratisbeförderung nach New Orleans gegen Mithilfe im Lenken wünschte ein Student. Nichts Passendes für mich. Ich gab selbst ein Inserat auf „Dame sucht Reisegelegenheit nach Yosemite. Bezahlt Benzin und eigene Ausgaben“. Es kam eine nur zu höfliche Antwort von einem nicht mehr jungen Franzosen, dem Stil und der Schrift nach



Staubfreie Autostraße am Columbia entlang.

zu schließen. Es wäre ihm ein Vergnügen, eine Dame in seinem Wagen mitzunehmen. Da er selbst nur zu seiner Erholung reise, wolle er die Route einschlagen, die Madame am besten passe, und sich auch sonst ganz nach Madames Wünschen richten. Madame dankte! Ein anderer, offenbar ein Farmer, der eine Frau suchte, besaß einen geräumigen Bierpläher und ein großes Zelt und meinte, wenn ich noch ein oder zwei Freundinnen mitbringen wolle (damit er die Auswahl habe?!), so könnte man zusammen ein nettes Lagerleben im Nationalpark führen. Das Kochen überlasse er den Damen; dafür dürften wir dann unentgeltlich sein Zelt benützen, und für die Reise von Los Angeles zum Park würde er auch nichts berechnen. So hatte ich es nicht gemeint, und ich entschloß mich nach diesen Erfahrungen, mich zu Fuß auf den Weg zu machen und mir die Reisegesellschaft unterwegs auszuwählen. Das Handköfferchen schickte ich als Eilgut und kaufte mir einen kleinen amerikanischen Rucksack. Inhalt: Kamm, Zahnbürste, Handtuch, Seife, mein einziger Schlafanzug, 1 Paar Söckli, Mütze, Mantel, Taschentücher, ein winziges Reifeisen (damit ich nicht, wie weiland Jakob, mein Haupt auf einen Stein legen müsse!), Messer, Taschenlampe, Camera und etwas Proviant wie Brot, Butter, Käse, Tomaten, Obst. Der Rucksack war voll und der Aluminium-Trinkbecher baumelte am Riemen. Die Kleidung für die „Fußtour“ verlangte einige Ueberlegung. Natürlich keine Strümpfe zu den bequemen Schuhen. Mit Strümpfen war ich für einige Zeit fertig. An ihrer Stelle Söckchen, die die Knöchel bedeckten. Die nur allzu kniefreien leinenen Kletterhosen kamen nicht in Frage. Aber vielleicht die blizblauen Overalls, die bis an die Schuße reichten und an denen ich mit soviel Liebe gearbeitet hatte? Nein, auch diese nicht! Wenn man sich auch in Amerika gewöhnt ist, Frauen in Hosen bei der Feld- und Gartenarbeit und beim Sport zu sehen, so hätte doch mein Zungenanzug auf der Heerstraße Autofahrer abschrecken können, die mich andernfalls zum Mitfahren aufgefordert hätten. Und auf die Freundlichkeit solcher Leute war ich doch auf meiner 630 Kilometer-Fußtour angewiesen, wenn ich Yosemite vor Schluß der Saison erreichen wollte. Also wählte ich ein einfaches, ärmellofes Wäscheleid zu diesem Experiment. Ein leuchtend blauer Augenschirm vollendete mein „Straßentostüm“.

Und nun los! Am Montag, punkt 12 Uhr, fuhr ich mit der Vorortbahn nach San Fernando. Dort marschierte ich in der Mittagshitze auf der glühenden Landstraße durch das Städtchen nordwärts. Das San Fernandotal ist bekannt für seine Hitze. Ueberhaupt ist die Gegend, die ich



Typische nordkalifornische Landstraße und Landschaft.

zu durchwandern hatte, viel wärmer als Los Angeles, da sie durch Höhenzüge von Seewinden abgeschlossen ist. Highway 99 hieß die Lösung. Diese tadellose Heerstraße führt von der mexikanischen Grenze durch ganz Kalifornien (ca. 800 Meilen) und durch Oregon bis Portland und ist eine der besten in den Vereinigten Staaten. Highway 99! Was für Erinnerungen wecken diese zwei Worte in mir! Immer wieder kehrte ich in den folgenden zwei Monaten auf meinen Kreuz- und Quersfahrten in den pazifischen Staaten zu 99 zurück, bis ich ihn im September in Portland endgültig verließ, um mich nach Osten zu wenden. — Es war mein erster Versuch im „Hitch-Hiking“. Diese Art des Reisens ist in Amerika sehr beliebt unter Studenten und andern unternehmenden jungen Leuten. Ich habe in Yosemite einen jungen Deutschen mit flammendrotem Haarschopf kennen gelernt, der auf diese Weise von New York nach Kalifornien gekommen war (5000 Kilometer Luftlinie). Im Grand Canyon traf ich einen netten kleinen Engländer, der die sämtlichen Nationalparks des Westens „machte“. Er wollte mich animieren, mitzumachen. Doch war ich damals noch nicht so weit amerikanisiert, um mich innert 5 Minuten zu einem solchen Schritt aus der Bürgerlichkeit hinaus ins Vagabundentum entschließen zu können. Dann sind da die vielen Gelegenheitsarbeiter, die vorübergehend auf Farmen und Obstplantagen eingestellt werden. Wenn sie entlassen werden, stellen sie sich mit ihrem Kofferchen an die Straße und bitten Autofahrer, sie mitzunehmen an einen Ort, wo die Ernte noch nicht vorbei ist und noch Arbeitskräfte gebraucht werden. Ich habe da ganz übel aussehende Kerle an der Straße getroffen, bei deren Anblick sich kein Automobilist besinnen mußte, ob er anhalten wolle! — Ich hatte mir Bakersfield, 200 Kilometer nördlich von Los Angeles als Reiseziel des ersten Tages gesetzt. Gleich außerhalb von San Fernando hielt ein mit Maschinen beladener Lastwagen. Ob ich mitfahren wolle, zwar nur 10 Kilometer weit, aber ich hätte dann nicht den steilen Berg hinauf zu gehen. Der Berg war allerdings sehr steil. Und als dann die Maschine mit der schweren Ladung in der Mittagshitze des Sultitages langsam bergauf leuchtete, wurde der Motor so heiß, daß meine sonnverbrannten Beine Qualen ausstanden. Auch dem Lenker wurde es offenbar zu viel. Er ließ seine schwer bestiefelten Extremitäten zur Linken aus dem Wagen hängen, ich meine blauesodden Füße zur Rechten. So fuhren wir elegant bergan. Ein Photograph war leider nicht zur Stelle. Als es wieder abwärts ging, legte er mich ab; ich schenkte ihm eine Birne und zog ver-

gnügt weiter. Es war schön, seine Glieder wieder ein bißchen zu strecken. Bald lud mich wieder einer ein. Er wollte am gleichen Tage Delano, noch 50 Kilometer nördlicher als Bakersfield, erreichen. Das war günstig für mich. Diesmal bestand die Ladung aus 150 leeren Obstkörben. Der Mann fuhr jede Woche dreimal nach Los Angeles mit Melonen. Für jeden Transport kriege er 50 Dollar, müsse aber für seine Verpflegung und alle Ausgaben seines Trucks selbst aufkommen, erzählte er. Wie froh war ich, mit jemandem zu fahren, der diese Straße genau kannte. Denn die „Ridge-Route“ ist eine gefährliche Bergstraße, die auf einer Länge von etwa 80 Kilometer in unendlichen, steilen Windungen auf und ab führt, oder dann wieder auf dem Grat mit wenigen Fuß zwischen sich und dem Abgrund. Ich bewunderte die Sicherheit, mit der mein neuer Freund die halbschweren Kurven nahm, und da ich mich nicht fürchtete, hatte ich auch einen Genuß von der Fahrt. Es herrschte nicht viel Verkehr auf dieser Straße. Die Automobilisten ziehen offenbar die östliche Straße durch die Wüste mit Umgehung des Gebirges vor. Sie und da begegneten uns andere Lastwagen, oder es flüchtete ein kleiner Sportwagen mit zwei halbwüchsigen Jungen vorbei. Ab und zu gab jemand, der uns überholte, meinem Führer ein Zeichen: Wir hatten Kisten verloren. Es gab einen Halt. Wir suchten die Kisten auf der Straße zusammen und mit vereinten Kräften packten wir sie wieder auf und banden sie fest. Das war eine lustige Abwechslung. Mein Wohltäter war offenbar spanischer Abstammung; er sprach geläufig englisch, doch mit einem Akzent. Wo ich her sei. Schweiz und Schweden (Swiß und Swedisch) war für ihn dasselbe. Meinen Beruf und ob ich verheiratet sei, wollte er wissen. In Amerika ist es nämlich nicht üblich, das Abzeichen des Ehestandes am Finger zur Schau zu tragen! Aber verlobt? Da ich nicht wußte, wo die Sache hinaus wollte und auch gemerkt hatte, daß ich ihm gleich am Anfang gut gefallen hatte, bejahte ich diese letzte Frage. Ganz ohne weiteres gab er mir nach diesem Interrogatoire seine Lebensgeschichte zum besten. Er war verheiratet. „Da hätte ich ja nicht zu schwindeln brauchen“, dachte ich. „Aber sehr unglücklich verheiratet“, gestand er. „Doch gut, daß ich sagte, ich sei schon verlobt!“ Seine Frau wolle immer zum Tanz oder ins Kino und habe keine Freude an der Natur, während er gern mal für ein paar Tage an einem Bach im Walde sein Zelt aufschlage und fischen gehe. Der gute Mann dauerte mich. Er war wirklich so nett, so freundlich und anständig. Um 4 Uhr wurde Halt gemacht bei einem Berg-Hotel, und er lud mich zu Kaffee und Kuchen ein. Konnte er schon, er mit 150 Dollar Wochenlohn, einem Mädchen, das mit weniger als 150 Dollar zwei Monate leben und bis Chicago reisen wollte. Endlich kamen wir in die Ebene hinunter, fuhren in der Dunkelheit durch das hell erleuchtete Bakersfield und erreichten abends 9 Uhr Delano. Dankbar drückte ich dem Spanier zum Abschied die Rechte. Er war am Ziele und wünschte mir Glück für den folgenden Tag.

Am Dienstag morgen, gestärkt durch ein echt amerikanisches Frühstück — Obst, Haferbrei, Eier, Speck, Butterbrot, Tee — der einzigen richtigen Mahlzeit zwischen Los Angeles und Yosemite, zog ich wieder los. Raum aus dem Städtchen raus, bog ein prähistorischer Ford in die Heerstraße ein. Der mittelalterliche Mann am Steuer mit der Flinte neben sich anerkennend mich nach Tulare, eine Straße von 55 Kilometer, mitzunehmen. Die Flinte warf er auf

den Rückfuß, so daß ich mich neben ihn setzen konnte, wegen der Unterhaltung. In den Bergen bei Tulare hatte er Herden, die von Berglöwen heimgesucht wurden. Diesen wollte er mit seiner Waffe auf den Leib rücken. Er war Farmer, hatte aber viele geistige Interessen und fand für diese offenbar nicht viel Verständnis bei seinen Bekannten. In jüngern Jahren Prediger einer Sekte, vertiefte er sich jetzt mehr in die Naturwissenschaften, hauptsächlich Geologie.

Die amerikanischen Universitäten, erklärte er mir, seien die Zielscheibe des europäischen Spottes. Dieses stimmt ja nicht; aber, wie mancher Autodidakt und Dilettant, war er schlecht zu sprechen auf die offiziellen Vertreter und Stätten der Gelehrsamkeit, und ich konnte mir gut vorstellen, daß ein Geologe seine Ideen über die Entstehung und Entwicklung des Weltalls belächelt haben würde. Mir traute er mehr Verständnis zu; er habe gleich gemerkt, daß er es mit einer gebildeten Europäerin zu tun habe, nicht mit dem Produkt einer amerikanischen Universität. Natürlich wußte dieser Mann den Unterschied von Swiß und Swedisch! Um 10 Uhr erreichten wir unter so gebildeten Gesprächen Tulare.

Meine anfängliche Schüchternheit hatte ich inzwischen verloren und maß mit spekulativen Blicken jedes sich nähernde Auto. Der Ford dort, Modell 1928, kam wohl kaum in Frage. Er gehörte offenbar einem Mann, der die gereinigten Kleider aus der chemischen Fabrik zu vertragen hatte. Ein Anzug am Bügel hing ja hinten im Wagen. Doch siehe da: er hielt und ich sah auch schon drin, und im 80 Kilometer-Tempo wurden die 170 Kilometer bis Merced zurückgelegt. Er war Heilsarmee-Offizier, reiste in Zivil an eine Beerdigung. Den guten schwarzen Anzug hatte er am Bügel hängen, weil er so weniger zerknittert werde als im Köfferchen. Immer praktisch! Auch er erzählte mir ungefragt seine Lebensgeschichte und Familien- und Anstellungsverhältnisse. In der Beziehung fand ich die Amerikaner äußerst offenerzig. — Es wurde wieder sehr heiß. Ich mußte nur staunen, wie energisch und sicher der Mann drauf los fuhr, trotzdem er seit morgens 2 Uhr von Los Angeles unterwegs war. Die Straße war schnurgerade und sehr gut, wenn auch der Asphalt vor Hitze glänzte. Sie führte durch wohlhabende Ortschaften, durch eine fruchtbare Gegend, an Getreidefeldern und Obstplantagen vorbei, wo gerade Ernte war. In einer Konservenfabrik wurde mit Hochdruck gearbeitet und der Duft der frisch gekochten Aprikosen strömte aus allen Fenstern. Wir fuhren an Arbeitslosen vorbei, die gerne mitgefahren wären. Eine Menge Mexikaner war unterwegs. Diese gelbbraunen Menschen mit den ausdruckslosen Gesichtern unter den breitrandigen Hüten kommen im Frühjahr von Mexiko und suchen Arbeit auf den Farmen. In Südkalifornien fangen sie an und arbeiten sich durch von einem Erntefeld zum andern immer weiter nach Norden. Ihre Familien nehmen sie überall hin mit. An was für alten, baufälligen Karren sind wir da vorbeigekommen, welche die Benennung Auto nicht mehr verdienen. Am Steuer der Vater, neben ihm die Mutter, die beiden Jüngsten auf dem Schoß; hinten bunt durcheinander die größern Kinder und der gesamte „Hausrat“: Kissen, Matratzen, Wäsche, Körbe mit Geschirr. Alles erinnerte stark an unsere Kesselfluder. Die Mexikaner sind sehr anspruchslos; sie arbeiten für weniger Lohn als die Weißen, vertragen die Hitze gut bei der Feldarbeit und glauben nicht an den Achtstundentag.

In Merced hummelte ich ein Stündchen in der Stadt herum. In dieser Gemüse- und Obstgegend war alles so furchtbar billig, daß ich im Gedanken an die Preise im Nationalpark mich mit Lebensmitteln versah. Hier zweigt die Straße nach Nordosten ab zum Yosemite. Doch sobald ich mich vom Highway 99 abgewandt, fing es mit der Beförderung ganz ernstlich an zu happern. Viele Auto sausten vorbei, alle mit dem gleichen Reiseziel, nach Yosemite, dem „Spielplatz der Nation“; alle in großer Eile, um sich mög-

lichst noch vor der Dunkelheit häuslich einzurichten auf dem Lagerplatz, alle gleich voll bepackt mit Menschen, Zelten, Kissen, Decken, Kisten; wo am Wagen etwas angebunden oder hingehängt werden konnte, hing aber auch irgend ein Gegenstand. Auf dem Dach des Autos, flach ausgebreitet liegen eine oder mehrere Matratzen, bedeckt mit einer Zeltbahn, deren Enden lustig im Winde flattern. Hinten am Wagen eine Kiste mit Fresssage, auf der ein Petrolherd thront. Die beiden Trittbretter mit Suitcases besetzt. Nirgends ein noch so bescheidenes Plätzchen für die arme, kleine Fremde, die einsam und alleine mit dem Gemüsepaket unterm Arm und dem vollgestopften Rucksack dahinschreitet. Einmal nahm mich ein Arbeiter, der in die Plantagen der Del Monte Konservenfabrik zum Pfirsichpflücken ging, ein Stück weit mit. Dann wanderte ich wieder in der Hitze auf der geraden Straße; die gelben, ausgetrockneten Wiesen zu beiden Seiten boten einen trostlosen Anblick. Ich versuchte auszurechnen, wie weit es wohl bis zur nächsten Benzinstation sei, die mir Unterkunft für die Nacht gewähren würde. Nicht alle Benzinstationen sind für Beherbergung von Touristen eingerichtet. Und im Park wartete vielleicht jetzt schon meine unbekannte Gefährtin aus San Francisco auf mich. Da, es naht wieder ein Auto. Wer wagt gewinnt. Was ich bis jetzt noch nie getan, tue ich jetzt: rasch wende ich mich um und gebe ein Zeichen, und schon hält der Wagen neben mir. Ein einziger Mann mittleren Alters sitzt in dem ziemlich neuen Essex und freut sich offenbar, Gesellschaft zu bekommen für den Rest der Reise. Er fährt in den Park, wo auch ich hin will. Halleluja! Die letzten hundert Kilometer der Reise verliefen sehr angenehm. Mein Gefährte war Straßenarbeiter im Park und war auf der Rückkehr dahin von seinem Urlaub in Sacramento, wo er sich gerade das Auto gekauft hatte. Je näher wir dem Park kamen, umso schöner und kühler wurde es. Bergauf, bergab, durch Wälder, dann an einem rauschenden Fluß entlang, steile Felswände auf beiden Seiten. Die Luft war frisch und würzig, da wir uns bald auf 1000 Meter Höhe befanden. Ein natürliches Tor von zwei haushohen Felsblöden bildet den Eingang zum Nationalpark. Um 6 Uhr abends des zweiten Wandertages war ich an meinem Reiseziel: Zelt 215, Camp. 16. Die ganze Reise war mich auf 2.46 Dollar gekommen! Der Autobesitzer verabredete noch ein Rendez-vous, das ich ihm natürlich nicht abschlagen konnte: am Freitag abend bei der Bärenfütterung. Für meine Freundin werde er noch einen Herrn mitbringen. Der gute Mann hatte nicht daran gedacht, daß bei jeder Bärenfütterung etwa sechshundert Personen zugegen sind, ferner: daß wohl der Platz, auf dem die Bären wie auf einer Bühne erscheinen, hell beleuchtet wird, aber der „Zuschauer-raum“ in Dunkel gehüllt ist. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

L. G. L.

Der goldene Hof am Wendelsee.

(Durch das Gürbetal nach Spiez.)

Von Ch. Beaujon.

Auf leisen Sohlen, was bei Schwergemagelten Bergschuhen immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist, sind wir die Treppen hinuntergeschlichen in den kühlen, klaren Morgen hinaus, und sind in das liebliche Gürbetal hinauf in die Ferien, in die Freiheit gefahren! Alte Bekannte guden zum Wagenfenster hinein: Schloß Rümli, Burgistein, Gurnigel, Stockhorn, der blaue Himmel, und dort steht im hellen Sonnenschein schon das Thuner Schloß, das einst unsern Herzogen von Zähringen gehörte. Ein herziges Miniaturdampfschiff führt uns am Kleinsthäuschen und an der Schadau vorbei in den grünlichimmernden, leichtbewegten See hinaus. Schon liegt Scherzigen weit hinter uns, das nicht nur im 11. und 12. Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort war; vor einigen Jahren, als der